

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 118 (2024)
Heft: 3

Artikel: "Werden sie uns mit dem FlixBus deportieren?"
Autor: Moser, Geneva
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062557>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Werden sie uns mit FlixBus deportieren?»

Geneva Moser

Der krebskranke Vater steht unten im Treppenhaus und muss hoch in die Wohnung der Tochter: «[...] im Treppenhaus hört man seinen Trotz und — ist doch klar —, wer Jahrzehnte gegen seinen inneren Willen nachts an lauten Maschinen stand und Kupfer in ätzendem Dampf lackierte, der wird seine Treppenstufen schaffen, der wird seine beiden Etagen nehmen wie ein Mann, der seinen Kontinent verliess, über Berge und Flüsse und Meere fuhr, um ein besseres Leben zu beginnen, der alles hinter sich liess, um mit einem in Istanbul abgestempelten Formular jenseits der asiatischen Kontinentalplatte seinen Dienst am deutschen Brutto-sozialprodukt zu anzutreten und seinem Vater neue Geschichten mitzubringen, die davon handeln, was sich im Schatten deutscher Pflaumenbäume zutrug.»

In Sätzen wie diesem steckt alles, was das Buch der Schriftstellerin und Kolumnistin Mely Kiyak so lesenswert macht: die rassistische Ungerechtigkeit, die Wut und der Schmerz, aber auch die zärtliche Schönheit und der Widerstand. Ihre Erzählung *Herr Kiyak dachte, jetzt fängt der schöne Teil des Lebens an*, die 2013 erschien und 2024 im Carl Hanser Verlag neu aufgelegt wurde, ist die Geschichte eines kurdischen Arbeiters, der hierzulande «Gastarbeiter» genannt wird. Und die eines Überlebenskünstlers, der das Geschichtenerzählen von seinem Vater gelernt und an seine Tochter vererbt hat und der nach einem Leben voller harter Fabrikarbeit zurück in die Türkei ziehen muss, um von seiner kargen Rente ein würdiges Leben führen zu können. Damit er seinen Rentenanspruch nicht verliert, kommt der Vater alle sechs Monate nach Deutschland, so will es das Gesetz. Bei einem dieser Deutschlandbesuche wird ihm fortgeschrittener Lungenkrebs diagnostiziert. Die Leben von Vater und Tochter verschwimmen ab da.

Chemotherapie und Vaterpflege, das macht man nicht nebenbei. Die Tochter sucht Worte für das unaufhaltsame Sterben, verhandelt mit dem Tod. Und so ist das Buch auch eine Geschichte von der Sterblichkeit, die uns alle betrifft, und von Fürsorgeverpflichtungen, voller Kritik am Dauerpflegenotstand, von unmenschlich-kalten Krankenhausräumen und Bürokratieschleifen, in denen die Lebensrealität von Gastarbeitern und erwachsenen Gastarbeiterkindern nie mitgedacht ist.

Mely Kiyaks Vater kam, wie viele andere Arbeiter, in den 1960er Jahren im Rahmen des deutsch-türkischen Anwerbeabkommens nach Deutschland, um den wirtschaftlichen Aufschwung des Landes voranzutreiben. Die ersten dieser angeworbenen Arbeiter lebten in Sammelunterkünften und blieben jeweils saisonweise. Wenige hatten gewerkschaftlich organisierte, faire Jobs. Viele arbeiteten zu Niedriglöhnen und unter ausbeuterischen Bedingungen. Die 1970er Jahre veränderten alles: Die Ölpreiskrise liess die Wirtschaft stagnieren, und die Regierung entschied 1973 einen Anwerbestopp für Menschen aus der Türkei. Die Stimmung schlug um. Aber viele Gastarbeiter, die inzwischen in Deutschland Fuß gefasst, Familien gegründet und eine Existenz aufgebaut hatten, blieben: Eine Rückkehr in die von Bürgerkrieg und Inflation gebeutelte Türkei war eine schlechte Option, und wer Deutschland einmal verlassen hatte, hätte keine Chance auf eine Wiedereinreise gehabt. Neun Jahre später doppelte die Bundesregierung nach und lancierte die Rückkehrshilfe: Unter der Voraussetzung, dass jeweils die ganze Familie ausreiste, wurde den Gastarbeitern eine finanzielle Rückkehrshilfe bezahlt. Der Staat bezahlte die Arbeitskräfte, die er einst gerufen hatte, damit sie wieder gingen. Aber viele blieben: Ihre Kinder gingen ja hier zur Schule und hatten Freundschaften aufgebaut, ihre Geschwister hatten hier geheiratet, sie hatten sich hier politisch engagiert, Vereine gegründet, die einstige Heimat war inzwischen fremd geworden, sie selbst in der Heimat fremde «Almancı», «Deutschländer».

Die Grundbotschaft dieser staatlichen Bewegungen von Anwerbeabkommen bis Rückkehrshilfe ist deutlich: Als Mensch bist du hier nicht willkommen. Diese Botschaft wirkt bis heute nach, wie Bücher der inzwischen erwachsenen «Gastarbeiterkinder»

wie Mely Kiyak zeigen. In der Schweiz sind es die Folgen des unmenschlichen Saisonierstatuts, das den Familiennachzug illegalisierte, die bis heute im Leben einer halben Million inzwischen erwachsener Kinder wirkmächtig sind und von Aktivist*innen, Künstler*innen und Autor*innen thematisiert werden: Sie, die damals als Kinder als illegal galten, fordern eine Aufarbeitung und Wiedergutmachung dieser strukturellen Gewalt. Sie prangern an, was zur Schweizer wie zur deutschen Geschichte gehört: Wirtschaftliche Interessen gehen vor Menschlichkeit. Die Klavikatur, auf der damals wie heute gespielt wird, ist die der Fremdenfeindlichkeit, die in Bezug auf immer neue Menschengruppen die «Überfremdung» beschwört.

Die Schriftstellerin Melinda Nadj Abonji formuliert es in der WOZ in einem Interview über das Saisonierstatut so: «Als ich realisiert habe, dass das Wort «Überfremdung» seinen Ursprung in der Schweiz hatte, hatte ich einen Schock. Ich dachte, das komme aus dem Nationalsozialismus. Doch lanciert hat das Wort der Schweizer Carl Alfred Schmid. Dieser Begriff war überall. Schliesslich entdeckte ich ihn auch in meiner Fremdenpolizeiakte. *Ich bin eine «Überfremdung», mein Bruder, meine Eltern sind es. Plötzlich sind wir sind es.*» Der Überfremdungsdiskurs zieht sich durch die Jahrzehnte. Seine Wirkung lässt sich auf den Punkt bringen: Er entmenschlicht. Damit legitimiert er nicht nur die strukturelle Gewalt. Er bildet auch den Nährboden für rechtsextreme Anschläge wie in Solingen, in Rostock-Lichtenhagen, in Hoyerswerda und später in Hanau.

Als 2022 Mely Kiyaks Buch *Werden sie uns mit FlixBus deportieren?* erschien, fand ich den Titel etwas überzeichnet. Doch nicht nur die im Februar 2024 erschienene Correctiv-Recherche in Deutschland zeigt: Rechtspopulistische Fantasien von sogenannter «Remigration» sind kein Hirngeist einiger Fanatiker. Sie sind in der Mitte der Gesellschaft verankert. Schon lange.

○ Geneva Moser, *1988, ist Co-Redaktionsleiterin der *Neuen Wege*.

Lesen

Können wir Fortschritt?

Andreas Mauz

Der Fortschritt hat es schwer. Ihn zu erzielen, macht nicht nur Arbeit, er muss sich auch als solcher behaupten. Wo Fortschritte verkündet werden — sei es in der Wissenschaft, der Moral oder im Verlauf militärischer Fronten —, melden sich schnell skeptische Stimmen, die ihn als minimalen und blassen «Scheinfortschritt» entlarven. Sie betonen den hohen Preis, den jener «Fortschritt» gefordert habe, sie verweisen auf seine interne Dialektik (die möglicherweise gravierenden Rückschritte in einem Fortschritt, der nur noch aus der Vogelperspektive einer sei) — und verderben damit die Fortschrittsfreude. Zugleich ist klar: Es reicht nicht, nur unverfänglich von «Veränderung» oder «Wandel» zu sprechen. Die normative Behauptung des Fortschritts im Sinn einer «positiv bewerteten Weiterentwicklung» (Duden) ist unverzichtbar: Vieles muss nicht nur *anders*, sondern *besser* werden. Der Fortschrittsbegriff gehört nicht von ungefähr zum beargwöhnten Grundwortschatz der politischen Rhetorik, der Geschichts- und der Modernetheorie, aber auch der Entwicklungspsychologie. Und er gehört als strittiger Begriff auch ganz hinein die links-politischen Varianten dieser Diskurse.

Vor diesem Hintergrund zieht der Appell *Zurück zum Fortschritt*, der einem kleinen und klugen Buch des praktischen Philosophen Heiner Hastedt seinen Titel gibt, die Aufmerksamkeit auf sich. Mit diesem Titel steht die Grossdiagnose einer negativ gesehenen Fortschrittsskepsis im Raum; der Untertitel *Deutungsmacht und die Wende zum Möglichen* zeigt im Gegenzug an, wie eine fortschrittspositive Grundhaltung zurückzugewinnen sein soll. Das ist in Diagnose wie Therapie kein kleines Programm — aber Hastedt löst es ein, soweit das auf 180 Seiten möglich ist.

Angesichts der Multikrise der Gegenwart plädiert der Autor nachdrücklich gegen eine Fortschrittsverdrossenheit, die sich aus dem bekannten Argumentarsenal